

General Anzeiger



Saalkreises Vorgeblatt.

Abonnement 50 Wg. pro Monat frei in's Haus.

für Halle und den Saalkreis.

Saalkreises Reiseblatt.

Alle die Expedition verantwortl. ist: Wilhelm Zschalig, Theater, Weinstra. 22.

Amliches Verordnungsblatt des Magistrats zu Halle a. S.

Wöchentliche Gratisbeilagen: „Der Gutsfreund“ und „Akeriki am Saalestrand“.



Wilhelm der Große.

(Zum 22. März 1897.)

Von Johannes Trojan.

(Nachdruck verboten.)

Es ward ein Kind geboren, Ein Hohenzollernsohn, Der schien nicht auserorden, Zu schmücken einst den Thron,

In Arbeit und in Mähen Ward alt er, still und treu, Nicht ahnt' er, daß erblühen Ein Lenz ihm sollt aufs neu.

Des Kaisers Bild, des alten, Wie hell es vor uns steht! Wir sehn ihn herrlich walten In hoher Majestät,

Wohl trübe Jahre streuten In seine Brust die Saat, Die herrlich prangt' im Weiten, Als ihm sein Herbst genah,

Das Bild des alten Helden, Wie steht's vor uns verklärt! Die Lieder von ihm melden, Wie er gefährt das Schwert,

Das Bild des alten, treuen, Des heissgeliebten Herrn Wird deutsches Volk erfreuen In Zeiten noch so fern.

Im Kriege und im Frieden Manch Kleinod bracht' er ein, Was Fürsten wird beschieden Als Höchstes, das ward sein:

Den Feind hat er bezwungen, Das Schwert in tapf'rer Hand, Und hat die Lieb' errungen Des Volks im eignen Land.

Kaiser Wilhelm I. als Kavalier.

Von Dr. Cajus Müller.

Dreihundertachtunddreißig Jahre vor dem ersten Kaiser des neuen Deutschen Reiches, gleichfalls an einem 22. März, war der „letzte Ritter“ des alten römisch-deutschen Reiches geboren, der habsburgische Kaiser Maximilian I.

„Ich bin ein Mann wie andre Mann, Nur daß mir Gott die Ehre gann.“ Ein Vers, wie aus der Seele Kaiser Wilhelms I. gesprochen. Einen direkten Vorharn lebte unser Kaiser ein anderes schönes Wort nach. „Gottes schlechter (schlechter) Anspannung am Fürstentum“ war der Wahlpruch des ersten hohenzollernschen Markgrafen, Kurfürsten Friedrich I. In diesem Sinne hat der kaiserliche Erbe jenes großen deutschen Reichspatrioten und Staatsmanns stets sich und seine Stellung aufgefaßt. Eine hohe Meinung von der Würde und dem Amt, eine bescheidene von der eigenen Person. Die Pflichten waren vor ihm und sein Bestes; man weiß, daß er bereits im Erben eine auf den deutschen Reichstag bezügliche Ordre noch mit dem vollen Namen unterzeichnet hat, obgleich ihn Fürst Bismarck um die Beschränkung auf den Anfangsbuchstaben anging; mehr als 90jährig fuhr er am 3. Juni 1887 bei der Grundsteinlegung des Nordostsee-Kanals im Sturm auf der Kommandobrücke des Kriegsschiffs durch die Räder bucht, um sich seiner Marine zu zeigen; es war das letzte Mal, daß er so im Bewußtsein einer wunderbar erhaltenen Kraft seine Kriegsbereitschaften einlen konnte. Aber von persönlicher Selbstgültigkeit war gar nichts in dem einfachen Mann. Einer ihn ansehenden Dame entgegnete er unbesonnen: „Sie,

meine Gnädige, sehen in mir nur einen alten Mann, dem der Himmel Glad verliehen, weit über sonstiges Maß und vor allem über das Maß seines Verdienstes.“ Eine Ausrufung wie ein Wiederhall aus jenem abendlichen Worte des „letzten Ritters“. Während war die Dankbarkeit unseres Kaisers gegen die ihn umgebenden Paladine. Dem sterbenden Feldmarschall Moltke hat er die Hand geküßt, die am Schicksalsspiel für drei siegreiche Feldzüge vorgebereitet hatte; als er am 1. April 1885 zu dem 70. Geburtstag des Fürsten Bismarck das Berliner Auswärtige Amt besuchte und ihm der Jubilar die Hand küssen wollte, verhinderte er dies und küßte seinen Reichskanzler auf den Mund. Heilighens gehörte es zu seinen höchsten Erinnerungen, als junger König bei einer Neube zu Frankfurt a. D. auf den düren, langen hochgelobten Lieutenant v. Moltke „aus Danemark“ aufmerksam geworden zu sein, und nach Lektüre eines von jenem der Kopenhagener Befestigungsgeschichte gemindeten dem protektionstosen jungen Offizier den Weg nach oben gebahnt zu haben. In der Nacht vor Gravelotte war für ihn in einer Bauernstube ein Bett aufgeschlagen worden; er übertrieb das Bett an die Verwandten, ließ in dem Zimmer drei Strohschlingen anbringen, um Bismarck und Moltke aufzuheben, damit sie in der ungeheuren Verwirrung ein sicheres Unterkommen hätten.

Besonders charakteristisch war das Verhalten des Kaisers gegenüber der Frauwelt. Das Wort des großen englischen Menschenkenner: „Iage mir, wie du mit Frauen umgehst, und ich werde die sagen, wer du bist“, war wie auf ihn gemünzt; die von Shakespeare gemeinte „Höflichkeit des Herzens“ besaß er im höchsten Grade. Bei den musikalischen Aufführungen in seinem Palais hat er seine Gemahlin um Erlaubnis, wenn er ein Musikstück zum zweitenmale zu hören wünschte; sein Verhältnis zu seiner einzigen Tochter war das zärtlichste; auch die ihm politisch weniger wohlgekommenen Fürstlichen Damen genossen er persönlich durch seltene Aufmerksamkeit; vollends bezaubernd konnte er sich gegen die bescheidenen verhalten. Nach Rom telegraphierte er 1878 an den neuen König Humbert bei dem damaligen dortigen Besuch des Kronprinzen Friedrich Wilhelm: „mein Sohn wird der Königin von Italien die Hand küssen, und ich werde auf ihn

eifersüchtig sein.“ Auch gegen minder hochgestellte Damen bewies der Kaiser die größte Aufmerksamkeit; in die Oper ging er Abends zumist in der schlichtesten Uniform, war aber dann zur Theaterrunde bei der Kaiserin Augusta weiblicher Besuch auch sozial recht bescheidener Art. Man legte er den besten Wasserrock an. Schlagfertige Antworten ergaben ihm, was nicht die Art aller Monarchen ist; eine Hofdame mit ungewöhnlich schönem Haar fragte er scherzend nach der Bezugssache desselben: „von Gottes Gnaden, Majestät“, erwiderte sie unerschrocken und er war damit sehr einkernd. Geübender bei bei seinen Abendgesellschaften auftretenden Künstlerinnen litt er keinesfalls Kritik; er hat Künstlerinnen veranlaßt, mit ihnen auf dem Subskriptionsball zur Quadrille anzutreten. Ehrlichkeit in der Arbeit und Lebensanschauung, war er im Frauenkreise ein vorzüglicher Plauderer, von einem in der Gesellschaft wenig bekannt gewordenen ausgezeichneten Konversationsstalent, dessen gelegentlich schlagender Witß noch niemals verlebte. Die Ohren der jungen Prinzessinnen hingen an den schalkhaft ergehenden Lippen des greisen Helden. Dabei von der feinsten Nachsicht auf Anstand und Sitte; aus den von Graf von Schadow über die höchsten Zöglinge verfaßten Protokollen hat er mehrfach die Anspielungen auf die besperrliche Lebensmännlichkeit einzelner Jagdgäste fortgeschickt, weil sich die offizielle Kenntnisnahme von dergleichen nicht gezieme.

Den pflichtgetreuen strengen Soldaten hat man wohl mit dem „güthigen innern König Preußens“, mit Friedrich Wilhelm I., in Parallele gestellt; in Arbeitsamkeit, Geduld und Willenskraft besaß er manches von ihm; aber wech eine Klüß zwischen dieser beiden Gestalt mit dem Gentaurensitzen und dem anerkannt feinsten Kavalier der hohen europäischen Gesellschaft. „Zugleich ein preussischer Soldat und ein französischer Marquis“, hat man wohl über ihn gesagt. Darin glied er erheblich dem großen Friedrich, an dessen Wort von dem „ersten Diener des Staates“ er gleichfalls erinnerte, aber wech eine Herzenswärme unterschied den großen Kaiser von dem in einer tragischen Kinder- und Jugendzeit innerlich erkrankten Sohn des Soldatenkönigs. Dabei gegen Geringere von bezaubernder Güte; in seinem Haushalt dravchte er gegen die Dienerschaft kein hartes Wort; oft bereitete

er sich Rechts selber seinen Trank oder gab sich selber die Arznei in den Beif, um den alten Kammerdiener nicht im Schlaf zu fassen. So arbeitete er war, das stoffliche Edelmutter seines Palastes wurde er von ihm geräumt, wenn Fremde es zu besuchen wünschten, er wartete dem ruhig in einem Nebenzimmer. Gegen eine besorgene Unbilligkeit suchte er sofort wieder gutzumachen; im Schwärze Hoftheater war für ihn einmal vom Großherzog ein besonderer Sessel bestellt worden, der aber sofort unter ihm zusammenbrach; er begnügte sich mit dem an den herbeieilenden Generalintendanten Herrn v. Wolzogen etwas schnell gesprochenen Rath, für Gäste das nächste Mal härtere Sessel berei zu lassen; dann wurde ihm erklärt, daß der Hofmarschall und nicht den Generalintendanten die Verantwortung des Zwischenfalls trifft; unverzüglich ließ er den letzteren rufen, konstatirte den Irrthum und erklärte, er habe das nur berichtigten wollen, damit wir beide diese Nacht ruhiger schlafen können". In diesem Fall zeigt sich zugleich der tiefreligiöse Zug des Kaisers, der mit seinem Gewissen in Ordnung zu sein wünschte; sein Fleiß und ein Freund jeden Glaubenszwanges, aber eben deshalb ein wahrhaft frommer Mann.

Mit 60 Jahren ein vollstich neuer Mensch; mit 74 der Befieger zweier europäischer Großmächte und Wiederhersteller der deutschen Reichseinheit, dabei demüthig vor Gott, einfach und gutig gegen die Menschen. Der edelste Sohn seines Elternpaars, mit dem schlichten geraden Verstand seines vielverehrten Vaters, mit dem zugleich lebhaften und tiefen Gemüth seiner unvergleichlichen Mutter. Die Verdienste aus seiner Jugend schidern ihn als aufbebauend und jähsüchtig, aber er selber hatte sich früh zur Selbstbeherrschung und zum Gehorsam erzogen, und war eben deshalb zum Befehlen geeignet wie kein anderer. Als „wachtigen kleinen Prinzen“ begnügte ihn am 22. März 1797 das Tagesbuch der kaiserlichen Oberhofmeisterin Gräfin Wolf, ein prächtiger großer Monarch ist er geworden; das Eigenschaftswort in dem Sinne der Tüchtigkeit, männlichen Kraft und gewinnenden Liebenswürdigkeit genommen. Zugleich ein großer Regent, ein Schlachtenfeld, ein Menschenfreund und ein Cavalier auf dem Throne.

Kaiser Wilhelm I.



Prinz Wilhelm Friedrich Ludwig wurde am 22. März 1797 als zweiter Sohn des preussischen Königs Friedrich Wilhelm III. und dessen Gemahlin Luise, geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, zu Berlin geboren. Am jugendlichen Alter von 9 Jahren, aus dem obenbeschiedenen Willkür erlangten geliebten in, erbeite Prinz Wilhelm die unheilvollen Ereignisse des Jahres 1806, die den preussischen Staat an den Rand des Unterganges brachten, als die Arme unter den Schlägen napoleonischer Kriegsführung zusammenbrach. Wenige Tage nach der Schlacht von Jena mußten die königlichen Prinzen unter Aufblick ihres Gräuelns Döhring nach Schwedt an der Oder flüchten, wo sie mit ihrer vorausgeleiteten Mutter, der Königin Luise, zusammen trafen. Diese sagte ihnen: „Ihr seht mich in Thränen, ich beweine den Untergang der Arme. Sie hat den Erwartungen des Königs nicht entsprochen.“ Am 1. Januar 1807 wurde der Prinz altpreussischer Tradition gemäß zum Offizier ernannt, 1814 durfte er, zum Hauptmann befördert, seinen Vater auf dem Feldzuge in Frankreich begleiten.



Die obenstehende Zeichnung des Prinzen stellt denselben nach einem Gemälde aus dem Jahre 1835, also im Alter von 38 Jahren, dar, in welcher Zeit er das bis zum Jahre 1838 ununterbrochen 14 Jahre lang innegehabte Kommando des 3. Armeekorps führte. Zu jener Zeit schon galt Prinz Wilhelm als die hervorragende Autorität auf militärischen Gebiete.

Erinnerungen an Kaiser Wilhelm I.

Die Hofhaltung nach dem Regierungsantritt König Wilhelms I. — Schwere Stunden der Kaiserin Augusta während des deutsch-französischen Krieges. — Der neue Kaiserthron. — Im Geburtsstagszimmer. — Am Sterbebette.

Mit dem Regierungsantritt Sr. Majestät des Königs Wilhelm I. trat für die königliche Hofverwaltung eine nicht unbedeutende Veränderung ein, denn die Herrschaften blieben der alten Gewohnheit treu und speisten allein, wenn nicht größere Gesellschaft war; die sogenannte tägliche Marfchalls-Tafel von zwölf bis fünfzehn Couverts fiel fort, selbst die Palastkammeranten mußten ohne Delouche führen; der Adjutant hatte nur bis zum Diner Tagesdienst bei Seiner Majestät, der Kammerherr meldete sich zu bestimmten Stunden und eben die Beiräte; die Marfchalls hatten natürlich im Laufe des Tages mehrfach Vortrag bei Ihren Majestäten. Scherzverwandlich nahmen aber die Vorträge der Minister des Civil- und Militär-Kabinetts, die benützlichen Audienzen, die Meldungen, was sich von Tage zu Tage steigerte, die Zeit der königlichen Majestäten von früh bis zum Diner reichlich in Anspruch, es sollte damit nur gesagt sein, daß durch diese Aenderung der königl. Hofhaltung der Dienst des Hofmarschallamtes im königl. Palais selbst sich vereinfachte, oder vielmehr ganz entbehrlich wurde.

Rein Beamter hatte für die Folge persönlich Dienst im Palais, auch nicht bei den darin stattfindenden größeren Gesellschaften. Ihre Majestäten bestimmten sich persönlich darum, besprachen das Erforderliche mit den Marfchällen, und diese gaben ihre direkten Befehle an die Haus-Hofmeister und die Hoffouriere. Die größeren Festlichkeiten im Palais bestanden gewöhnlich in musikalischen Aufführungen, Theater-Vorstellungen und sich daran anschließenden Ball im runden Saal und in der während der nächstfolgenden Jahre ausgehaltenen langen Galerie. Zu diesen Festlichkeiten und namentlich auch zu den sogenannten Donnerstags-Soireen, zu welchen 150—200 Personen Einladungen erhielten, bestimmten die königlichen Herrschaften bis auf die letzte Person je einen einzeln, der dazu eingeladen werden sollte; selbstverständlich war dies auch der Fall für die kleinen Abendsgesellschaften, welche fast allabendlich, zuerst im Marfchallszimmer, stattfanden. Letzteres war aber so klein, daß nur etwa vierzehn Personen sehr bequemen Platz darin finden konnten. Auch von den zu den großen Hof-festen im Schloß stattfindenden Einladungen informirten sich Ihre Majestäten, und bis auf wenige Stunden vor Beginn des Festes sandte die Königin täglich einige eigenhändig geschriebene Nachrichten von Namen der noch einzuladenden Personen.

In betreff der Reisen fand auch eine Aenderung statt, denn wenn unter der Regierung Königs Friedrich Wilhelm IV. alle Reisen und namentlich die größeren jederzeit gemeinschaftlich unternommen wurden, bis späterhin die getrennten Badereisen dies unmöglich machten, so reisten unter der Regierung des Königs Wilhelm beide Majestäten stets allein und nahmen dann nur, je nach dem der Zweck der Reisen es gestattete, einen mehrwöchigen gemeinschaftlichen Aufenthalt in den bevorzugten Heilbädern, oder in Karlsbade, Baden-Baden und der Rmaina, wo sie mit dem Großherzoglich Badensischen Herrschaften ein glänzendes Familienleben genossen. Den König begleitete natürlich ein größeres Gefolge, außer einem oder den beiden Marfchällen, den General- und Jügel-Adjutanten traten die Herren vom Civil- und Militär-Kabinet hinzu; mit den sich meldenden Fremden belief sich die Mittagstafel gewöhnlich bis auf zwanzig Couverts. Bei dieser Anwesenheit war es notwendig, daß immer ein Beamter des Hofmarschallamtes anwesend war und den Marfchällen zur Disposition stand, wie dies auch der Fall bei den Beamten des Civil- und Militär-Kabinetts war. Die Königin lieste es aber, ganz wie in der früheren Weise, nur mit einem sehr kleinen Gefolge zu reisen. Zwei Damen, ein Kammerherr und der Doktor genigten; außerdem die frühere Kammerfrau Fräulein v. Reichenberg, welche gemeinschaftlich zu einer Vertrauten der Königin emporgestiegen war und der hohen Frau in ihrer sehr ausgedehnten Korrespondenz-Ausgabe leisten mußte, bis in späteren Jahren, wegen der vermehrten Anforderungen, der Kabinetts-Sekretär v. Knokebed eintrat. Den besten Beweis dafür, wie wenig die Lebensgewohnheiten sich gegen früher verändert hatten, ist wohl der, daß das Quartier, welches seit einer Reihe von Jahren in dem Wilmerschen Hause in Baden gemietet war, auch nach der Thronbesteigung unter abgändertem Kontrakt wegen vermehrter Räumlichkeiten eine Miethswohnung für alle folgende Zeit blieb. Der König lebte den Anlauf dieses Hotels ab, ebenso wie die andern ihm zur Erwerbungen angebotenen größeren Wohnungen, er war der Ansicht, daß es bei den Verhältnissen bleiben konnte, unter denen er und seine Gemahlin als Prinz und Prinzessin von Preußen so manche glücklichen Zeiten durchlebt hätten. Von diesem Aufenthalt in Baden aus unternahm die Königin, so lange ihre Gesundheit dies gestattete, gern informirte Reisen nach der Schweiz und selbst nach entfernteren Punkten in Begleitung einer Dame und eines Herrn. Der Haushofmeister ging voraus als Reisetourier und hatte an den von der Königin bestimmten Orten und in den Hotels das Erforderliche zu besorgen, vor allem aber darauf zu achten, daß das Inognito beobachtet wurde. In Vorkommenden ist somit aufgeführt, wie sich gewissermaßen das Leben des Hofes in jedem Jahre gestaltete; es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß die alltäglichen Festlichkeiten, wie sie seit einer langen Reihe von Jahren am preussischen Hofe üblich waren, seine Veränderungen erlitten, dahin gehört die Neujahrs-Ortulation, die Feier der Geburtsstage, das Ordensfest, die Karnevals-Festlichkeiten, die Parade-Diners, das Schrippenfest, die Wanderverreisen, die Subertusjagd etc.

Die tiefere Sorge der Kaiserin Augusta um ihren Gemahl und ihren Sohn während des letzten Krieges hatte ich häufiger zu beobachten Gelegenheit. Die zeigte sich in dieser Zeit bei der hohen Frau eine recht erregte Stimmung, wozu die täglich eingehenden telegraphischen Nachrichten und die Briefe des Kaisers wesentlich beitrugen. Doch fand die edle Frau später eine hinreichende, ihrem Herzen wohlthuende Beschäftigung als Stifterin und Schirmherrin des Verbandes zum Roten Kreuz. Zwei Erinnerungen stehen mir aus jener Zeit lebhaft vor Augen. Die Kaiserin wollte, wohl eine Folge ihrer allgemeinen Erregung und eine Fortsetzung suchend, eine dekorative Veränderung durch Goldbleichen in der Bekleidung des Berliner Palais vornehmen; ich widerrieth dem, weil es dem einfachen aber doch vornehmsten harmonischen Stil nicht entsprechen würde. Die Herrscherin blieb aber bei ihrer Ansicht, und als ich sagte, daß ich dann den Baumeister damit beauftragen würde, wollte sie von

genesen war und sich neuer aus das Hohenzollern-Museum die wichtigsten Verhältnisse erworben hat. Die erwähnten Aufzeichnungen werden unter dem Titel: „Unter fünf preussischen Königen“ noch im Laufe dieses Jahres von Paul Lindenberg, dem Geh. Rath Dohme damit betraute, herausgegeben werden.

dem nichts hoffen, ob ich denn es nicht selbst veranlassen könnte? Gewiß, erwiderte ich, so geschah die Auslieferung, wobei ich jedoch wohlwollend sagte, daß die Rücknahme durch die Befestigung der Dekoration keinen Schaden erlitten. Nach einigen Tagen wollte mich die Kaiserin nach ihrer Aufahrt im Westhof sprechen, ich erwartete sie daher dort rechtzeitig. Sie begrüßte mich mit den Worten: „Sie haben die Schlacht gewonnen. Sie haben mich befreit“, und als ich sie mit einem wohlwollend sich tragenden Blick ansah, fuhr sie fort: „Denken Sie nur, wie meine Schwiegermutter mich getrennt besuchte und die Veränderung im Westhof wahrnahm, rief sie aus: „Mama, wie hast Du das gesehen kommen, wer hat das verbrochen?“ und nun führe sie dieselben Gründe an, und fast mit denselben Worten, die Sie mir sagten, daß es absolut nicht hierher passe, — da bene ich denn, daß, wenn zwei Leute dasselbe sagen, es es doch werden — und meine Schwiegermutter versteht es, das weiß ich, — dann müssen sie recht haben. Also ich bin befreit. Können Sie das Gesehene rüdgänglich machen, dann veranlassen Sie es!“ „Majestät“, erwiderte ich, „die Ausführung dieses Befehls macht mir eine große Freude, und wenn Majestät morgen die Spaziersfahrt antreten, soll nichts mehr davon zu sehen sein.“

Zu dem andern Fall, der sich meinem Gedächtniß sehr eingepägt, wurde ich nach dem Palais berufen. Fräulein v. Reichenberg empfing mich mit den Worten: „Die Kaiserin ist sehr aufgeregt. Sie werden einen schweren Stand haben.“ Ich fand sie im mittleren Zimmer, unruhig auf und ab gehend und einzelne Worte sprechend. Allmählich erfuhr ich denn, daß Abends zuvor noch kurz vor dem Schlafengehen Dörsen und Nachrichten eingelaufen seien über den Einzug der Truppen in Paris. Da habe sie eine furchtbare Angst befallen, sie habe die ganze Nacht kein Auge zugethan aus Sorge um den Kronprinzen. Sie lenne ihren Sohn, er würde nicht bei den Truppen bleiben, er müsse das Innere von Paris sehen, er würde vertheidigt die Boulevards besetzen, vielleicht sogar einige Soldate betreten. Von Stunde zu Stunde habe sich ihre das Bild schwarzer vor die Augen gestellt, die förmlichen Einbildungen sie nicht verlassen und die furchtbarsten Gedanken sie gepeiniget.

Nur die Worte des Trostes beruhten, die mir der Augensicht eingab, und wie ich darauf hinwies, daß wie alle in Gottes Hand händen und in diesem Bewußtsein einen Halt und eine Stärkung finden müßten, das weiß ich selbst nicht und könnte nichts davon wiedergeben, nur das weiß ich, daß die Kaiserin bei meinem Abgehen mit die Hand auf die Schulter legte und mir die unvergleichlichen Worte sagte: „Ich danke Ihnen, Dohme, Sie haben mich getränkt und beruhigt und zu mir gesprochen, nicht nur ein Prediger, sondern wie ein Vater zu seiner Tochter spricht.“

Von der Sorgfalt, mit welcher sich der Kaiser von allen persönlich unterrichtete und wie er stets bemüht war, seinen „Einz“ nicht zu übersehen, berichtet folgende Sage. Zu der förmlichen Eröffnung des ersten Reichstags mußte ein neuer Kaiserthron beschafft werden. Drei Stützen, die dem Oberhofmarschall Grafen Fiedler vorgelegt wurden, und Abstellungen auswärtiger Throne fanden keinen Beifall. Der Kaiser kam immer wieder auf den Thron im Mittelraal zurück, nur daß er ihn noch einfacher wünschte, und auf den Thron im Weissen Saal.

Eine neue in diesem Sinne angefertigte Stütze wurde gewählt. Der bemerkenswerthe Unterschied waren nur an den beiden Seiten schwarz hervortretende Fächer, vergoldet und mit Schilfweid verziert. Vor der Ausführung wollte der Kaiser aber erst eine theilweise Probe in natürlicher Größe und von billigen Stoff hergestellt werden. Dasselbe wurde im sogenannten Oboleszimmer am Ende der petits appartements aufgestellt. Der Oberhofmarschall benachrichtigte den König hier von und gab ihm dabei wohlwollend auch den Kostenbetrag an, denn als Seine Majestät das Zimmer betrat und mich mit meinem Aufschlag in der Hand sehen sah, sagte er zu mir gegendend: „Ala, da sieht der theure Mann.“ Nach Befestigung und manchen Bemerkungen und schließlicher Zustimmung mit der Probe fragte er: „Was kostet es also?“ Ich erlaubte mir die Schlußsumme zu nennen und den Aufschlag zu überreichen. Nach dessen flüchtiger Durchsicht erwiderte der Kaiser, indem er sich zu mir wandte: „Es ist doch eine Menge Geld!“, worauf ich, da er es in seiner wohlwollenden einnehmenden Weise äußerte, mir die Worte erlaubte: „Euer Majestät wollen gnädig bedenken, daß für den deutschen Kaiserthron das Geld nicht in Betracht kommen kann.“ — „Ja, das sagen Sie, Sie geben es nicht, aber ich muß bezahlen“, und dann sich zu dem Grafen Fiedler wendend, entfuhr er sich freundlich grüßend mit den Worten: „Fiedler, sorgen Sie also nun, daß es rechtzeitig fertig wird.“

Als ich an einem der letzten Geburtsstage des Kaisers eine Auszeichnung erhalten hatte, sagte mir der Oberhofmarschall Graf Fiedler, daß mich der hohe Herr einen Tag nach seinem Geburtsstage empfangen und meinen Dank persönlich entgegennehmen wolle. Zur befohlenen Stunde fand ich mich ein. Der dienstherrliche Adjutant meldete mich, ich wartete im Föhrenzimmer und Seine Majestät kam von seinem Arbeitszimmer dorthin. Er nahm in huldvollster Weise meinen Dank entgegen, und als ich zum Schluß meine Verbeugung machte und mich entlassen glaubte, sagte der Kaiser zu mir: „Warten Sie noch, ich muß Ihnen doch zeigen, welche Ueberrühe von Ihnen ich getrennt erhalten habe.“ Damit führte er mich in das Audienzzimmer, wo auf vielen Tischen die kostbarsten Schätze der Flora ausgelegt waren, machte mich auf die schönsten aufmerksam und nannte bei etwa einem Dutzend die Namen der Oeßer und Gebeirnen. „Wann ich“, fügte der Kaiser zum Schluß hinzu, „nach ein Jahr erleben sollte und mich wieder so viele Beweise der Liebe zuehen, so muß ich mich wirklich ein Glashaus anbauen lassen, worin ich sie aufbewahren kann, damit sie nicht zu schnell verwellen.“ Im gansen aber ist es unrichtig; für mich alten Mann paßt das gar nicht, wenn ich eine hübsche junge Frau oder ein junges Mädchen würde, dann wäre es etwas anders!“

Mit gnädigem Händchens wurde ich entlassen. Als das Unglück für unser Vaterland herannahte und der Kaiser zu seinen Vätern berufen wurde, umhlangten seit Tagen von früh bis in die späte Nacht hundert Tausende das Palais, um über den Verlauf der Krantheit Nachricht zu erhalten. Am Abend vor dem Tode war das Adjutantenzimmer ganz angefüllt von Personen, welche ihrer Stellung nach gewissermaßen ganz be-rechtigt waren und den Mittheilungen mit Sorge und Theilnahme entgegenzutraten, welche die Ärzte brachten, wenn zur Zeit je einer aus dem Krankezimmer herauskam. Auch ich hatte mich dort eingefunden, und als der Oberhofmarschall Graf Perponcher aus

Schwere Stunden.

(Die beiden Attentate auf Kaiser Wilhelm I.)

Von M. v. Schaumburg.

(Nachdruck verboten.)

Der erste Mai des Jahres 1878 war ein schöner, warmer Frühlingstag; ich befand mich als diensthabender Offizier der ersten Polizeipolizeimannschaft in Berlin auf der Bezirkswache I, die damals in der sogenannten „alten Münze“ war, einem allen Berliner noch erinnerlichen Bau auf dem Werderischen Markt, an dessen Stelle jetzt hohe Industriegebäude stehen. Nachdem ich mich, nach vorgenommener Kontrolle der Wächter zweier Polizeireviere, einige Stunden der Ruhe hingelassen hatte, wurde mich die ständige Ordnung jener Wache, der alte Trepplein — ein Schumann, der bereits der Berliner Schumannschaft seit ihrer Errichtung im Jahre 1849, also seit fast dreißig Jahren angehört und nun, da seine Kräfte für den anstrengenden Straßendienst nicht mehr ausreichten, als Ordnungsvorstand verwendet wurde — mit der Meldung, daß sieben eine Depesche eingetroffen sei, wonach ich mich um ein Uhr Mittags, nach meiner Abholung, beim Herrn Kommandeur der Schumannschaft auf dem Kommando-Bureau zu melden habe. Dagegen der damalige Kommandeur, Polizei-Oberst Görde, ein überaus liebenswürdiger, insbesondere aber wohlwollender Vorgesetzter war, so hatte eine derartige „Einladung“ für den davon Betroffenen stets etwas Beunruhigendes: bei der Umkehr der existierenden Bestimmungen für die Berliner Exekutivpolizei, die zum großen Teile vom grünen Tisch aus, ohne jede Kenntnis und Berücksichtigung der Praxis, erlassen worden sind, war irgend ein begangener Verstoß leicht denkbar! Ich machte mich deshalb auf den Empfang eines dientlichen Briefes von Seiten des alten Görde, — der selbst einmal geäußert hatte: „Der Exekutiv-Beamte in Berlin geht immer mit dem Stiel um den Hals herum“ — gefast und zerbrach mir den ganzen Vormittag den Kopf darüber, was ich wohl eigentlich verbrochen hätte. — Doch wer bekümmert meine angenehme Ueberzeugung, als Oberst Görde, anstatt mir den bestimmt erwarteten Verweis zu erteilen, eine kleine Schachtel von seinem Schreibtisch nahm und mir eine Ordensdekoration überreichte, die mir von einer fremden Fürstlichkeit, bei deren Anwesenheit in Berlin ich im Schloße den Aufschichtsdienst geleistet hatte, verliehen worden war. Seinerübrig begab ich mich nach dem Befehlshaber-Weinstube in der Leipzigerstraße, wo ich meine Mitteilungsblätter einzunehmen pflegte, in der Absicht, mit Hinblick auf den mir nach der Wache zuholenden dienstfreien Nachmittags den neuen Orden ein wenig zu „begleichen“. Doch es sollte ganz anders kommen!

Als ich, auf dem Wege nach meiner Wohnung, die Kaiser-gallerie passieren wollte, kam mir atemlos eine Ordensnachricht entgegen, die mich bereits vergeblich in meiner Wohnung gesucht hatte, und brachte mir die Meldung, daß sieben auf den Kaiser Unter den Linden, in der Nähe der russischen Botschaft, ein Attentat verübt worden sei; der auf den Kaiser abgegebene Schuß sei glücklicherweise fehlgegangen, der Attentäter sei gefast und befinde sich auf der Wache des dritten Polizeireviere in der Mittelstraße. Diefem Revier war ich für die Lage, an denen ich keinen äußeren Dienst zu thun hatte, als Assistent des Revier-vorstandes zugeteilt; dieser, — der inzwischen längst verordneter banalischer Polizeileutnant Niese, ein überaus liebenswürdiger und angenehmer Kamerad und Vorgesetzter, — war durch die Anwesenheit einer Menge von hochgestellten Persönlichkeiten in seinem Bureau derartig in Anspruch genommen, daß es ihm unmöglich gewesen war, die notwendigen Vorbereitungen zur Feststellung des Attentäters vornehmen zu können, und er empfing mich daher freudlich, als ich mich bei ihm zur Stelle meldete. Im Vorzimmer, dem eigentlichen Revier-Bureau, waren der damalige Minister des Innern Graf Cahnleben, der Polizeipräsident v. Madai und verschiedene hohe Beamte aus Ministerien und von andern Behörden anwesend, außer ihnen aber auch hiesigen Personen, welche wegen des staatswärtigen Verfalls gewesen waren, unsern jetzigen Feldatentäter auf solche kühnliche Art zu töden.

Da war zuerst ein Subalternbeamter eines Ministeriums, Namens K., ehemaliger Feldwebel der Gardejäger, der den Mordtaten schuldigen und ihn den hinzukommenden Polizeibeamten übergeben hatte, dann eine Frau Z., welche, obgleich sie ihr Kind auf dem Arme trug, dennoch den Attentäter, als er nach abgegebener Schüsse unter der Barriere nach der Mittel-promenade der Linden durchstreichend wollte, um zu entfliehen, am Mordtische gefast und ihn erst losgelassen hatte, als er der Mordtische auf sie richtete. Ferner ein Kaufmann, der, nach seiner Erzählung, die Festnahme ganz allein bewirkt, nach der Aussage anderer Augenzeugen aber sich durch einen mächtigen Schellenpferd in Sicherheit gebracht hatte, als der Mörder mit der Waffe in der Hand die Lindenpromenade hinunter säumte. Dieser Mann besaß später die edle Dreifaltigkeit, in einem Gesuche um Verleihung eines Ordens einzufließen; nach dem von Niese und mir erteilten Bericht büßte der Beschuldigte für ihn nicht ganz nach Wunsch ausgefallen sein.

Als ich auf dem Revierbureau mich gemeldet hatte, wurde ich sofort zur Feststellung des Thatbestandes aufgefordert; ich ließ mir zunächst den Attentäter vorführen; mit auf den Rücken gefesteten Händen wurde ein lang aufgeschlossenes, verlorren ausgehendes Subjekt durch zwei Schultheiße heringebacht, dessen Farbe und gemeiner Blick den Verbrecher sofort kennzeichnete. Es war, wie ich aus dem bei ihm vorgefundenen Legitimationspapiere konstatirte, der am 27. Mai 1857 zu Leipzig geborene Klemmpergische Max Hödel, der mit einer ungewöhnlichen Frechheit und Dreifaltigkeit die an ihn gerichteten Fragen beantwortete. Hödel erklärte, trotz eingehenden Inquirirens meinerseits, daß er Mitschuldige nicht habe, daß auch kein Mensch um sein Verbrechen gewußt hätte. Ganz verworrene Ideen, die in dem Kopfe des jugendlichen Verbrechers, wohl hauptsächlich durch das Anhören unverständlicher Reden in sozialdemokratischen Versammlungen, denen er beizugehört hatte, entstanden waren, verführte der Thäter in festig hervorzugetretenen, abgedrohten Sätzen zu entwickeln. Er prozeßierte gegen seine Festigung, vor allem auch gegen die ihm zu teil genommene Mißhandlung seitens derjenigen Personen, welche ihn selbst genommen hatten. Auf dem Wege vom Schaulpse seiner That nach der Polizeiwache hin, insbesondere aber gleich bei seiner Festnahme, hatte er allerdings von dem empörten Publikum gewaltige Kräfte bekommen; hagebeht worden waren die Schläge mit Fäusten, Stöden und Schirmen auf ihn gefallen, und selbst als er bereits den herbeigeeilten Schultheißen übergeben war, hatten diese es nicht verhindern können, daß aus der nachfolgenden Menge einzelne in ihrer stittlichen Entrüstung noch immer auf den Ver-

dem Sterbegerichte tretend, mich sah, führte er mich unbemerkt in dasselbe hinein, damit ich, wie er äußerte, meinen geliebten Kaiser in seinem letzten Augenblicke noch einmal sehen sollte. Eigentlich ist ihm dankbar sein, daß er mir diesen mich unvergleichlichen Anblick verschafft hat. In dem nur einfenstrigen Zimmer befanden sich außer Ihrer Majestät der Kaiserin und sämmtlichen Prinzen und Prinzessinen, Prediger und Ärzten, auch die zum Hofe gehörenden Obersten und Oberhofmarschall, General- und Militär-Adjutanten. Die Thür nach dem Nebenzimmer stand offen und jedes Geräusch beim Herein- und Herausgehen wurde durch den weichen Teppich vermindert. Es herrschte eine würdige Stille, und ich konnte von der Fensterwand aus das ganze Zimmer übersehen, da ich wegen meiner Größe alle überragte. Die einfache baumwollene grüne Aufschluß-Gardine, welche sonst eine Art Altoblen bildete, war von beiden Seiten bis an die

Wand zurückgezogen. Das Bett selbst stand mit dem Kopfteile an der Rückenwand und war nach dem Zimmer hingegerichtet. Der Arzt hielt in einer Tafel eine Stärkung bereit, aus einer kräftigen Bouillon bestehend. Der Kammerdiener hob den schon hochgehobelten Koffer, indem er seinen Arm sonst unter das Kopfteil legte in eine sitzende Stellung, besaßte nahm ohne Anstrengung den gereichten Trank in kurzen Haufen, dann lehnte der Kaiser sich zurück, und der Kammerdiener wachte vorichtig mit einer Serviette den Mund. Nun aber sah ich zu meinem Erschauen, daß der Kaiser wie in guten Tagen und alter Gewohnheit die Hand empobob und mit derselben erst die eine und dann die andere Seite seines Schurzrockes empofrisch. Mein Zerbleiben im Zimmer durfte ich nicht länger ausdehnen — Thänen verfluchten meine Wände, als ich in tiefer Erschütterung das Palais verließ.

Die Entwicklung Preussens und des Deutschen Reichs unter Kaiser Wilhelm I.



Zur Erläuterung der obestehenden Karte und unter Bezugnahme auf die Art der Zeichnung derselben seien hier folgende Ausführungen, bei denen wir bis auf die Zeit der Geburt Kaiser Wilhelms zurückgehen, gegeben.

Nachdem durch den Baseler Frieden im Jahre 1795 die unbedeutenden Untereisen, unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. von Preußen erworbenen Besitzungen den Franzosen überlassen worden waren, umfaßte das Königreich Preußen im Geburtsjahre des nachmaligen Kaisers Wilhelm, 1797, die in unserer Karte durch schräge gestrichelte Schraffurung umgrenzten Gebiete und außerdem die in der Zeit von 1792 bis 1795 durch Teilung Polens an Preußen gefallen, in der Karte durch einfache schräge Schraffurung begrenzten polnischen Gebiete Neuschlesien und Sibirien. Zu diesem Besitz traten im Jahre 1803 noch die Westphälischen Fürstentümer und Bistümer, der größte Teil von Münster, die kurmainzischen Besitzungen in Thüringen, Estland und das Eichsfeld, sowie die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen, Goslar, die Ämter Berfard, Quellnburg, Eilen, Eifen, Berden, Capenberg, u. d. d. Karte sind diese Gebiete durch schräge gestrichelte Schraffurung und die eingeschriebene Zahl 1803 besonders kenntlich gemacht. 1807 verlor Preußen durch den Frieden von Tilsit die Hälfte seiner Länder, alle Gebiete links der Elbe, ferner Gollubus und Pölz, die Festung Danzig und die polnischen Erwerbungen außer Westpreußen. Ungewöhnliche Kontraktionen wurden dem erhabenen Staat aufgebürdet; ein großer Teil der Festungen wurde besetzt gehalten und das Land systematisch ausgeplündert. Der Rest Preussens zu dieser Zeit seiner tiefsten, in die Jugendjahre Kaiser Wilhelms fallenden Erniedrigung ist in unserer Karte besonders deutlich durch senkrechte gestrichelte Schraffurung kenntlich gemacht. Erst durch die Berliner Konvention vom September 1808 verstand sich Napoleon zur Rückerstattung des Landes, doch mußten ihm noch 140 Millionen Thaler Kontributionen versprochen werden. Preussens Erhebung in J. 1813, seine Ausdauer und Thätigkeit führten vorgeschritten in den glorreichen Herbstjahren 1813—1815 zur Befreiung Deutschlands aus den Fesseln der Fremdherrschaft. Infolge der Friedensschlüsse zu Paris und des Wiener Kongresses nahm Preußen seine frühere politische Stellung wieder ein, indem es zur Entschädigung für seine verlorenen Provinzen und die im Befreiungskriege gemachten Verletzungen außer dem ehemals von ihm besessenen Sachsen, das Großherzogtum Polen nebst Danzig und zu den früheren westfälischen Besitzungen mehrere neue, zu dem ehemaligen Westfalen gehörige Landestheile, ferner das Großherzogtum Berg, das Herzogtum Nassau, den größeren Teil der ehemaligen Kurpfälzischen und kurtrierischen Länder, das Fürstentum Neuenburg und Schwedisch-Pommern nebst Rügen erhielt. Dagegen verlor Preußen Ansbach und Bayreuth bei Bayern, und Ostpreußen, Eifen, Goslar und Hildesheim kamen an Hannover. Zugleich trat Preußen in den deutschen Bund ein. — Alle diese vorgenannten, an Preußen überlassenen Gebiete sind in unserer Karte durch einfache horizontale Schraffurung und die eingeschriebene Jahreszahl 1815 kenntlich gemacht.

Im Jahre 1834 kam dann noch durch Kauf das Fürstentum Liechtenberg an die Krone, in der Karte schräg schraffirt und mit der Jahreszahl 1834 versehen, an Preußen und auf ebenso friedliche Weise im Jahre 1849 durch Vertrag vom 7. Dezember die in der Karte ganz schwarz gehaltenen hohenzollernschen Länder. Die dritte friedliche Erwerbung Preussens war das Gebiet von Westpreußen am Zabeldunen zweis Anlegung eines Kriegshafens in der Nordsee. Dasselbe wurde durch Vertrag vom Juli 1853 von Oldenburg an Preußen überlassen. Auf dieses kleine Gebiet ist in unserer Karte ganz schwarz gehalten und durch die Zahl 1853 besonders kenntlich gemacht.

Nach dieser Zeitabfolge folgen dann die unter der Regierung König Wilhelms beginnenden, mit der Einigung Deutschlands in Zusammenhang stehenden Erwerbungen Preussens und des Deutschen Reiches. Der deutsch-dänische Krieg 1864 brachte zunächst infolgedessen eine Gebietsvermehrung Preussens nicht zu Stande, als in der Nacht am 30. Oktober 1864 in Wien abgeschlossenen Frieden die Herzogtümer Schleswig-Holstein an Dänemark an Österreich und Preußen zu gemeinsamem Besitz abgetreten wurden. 1865 kam Lauenburg an Preußen. Erst durch den Krieg 1866 wurde die bisher in der Schwere gelassene Frage, welchen Teil Schleswig-Holsteins Preußen, und welchen Teil Österreich erhalten sollte, dahin gelöst, daß Preußen das Herzogtum Schleswig-Holstein erhielt, auf welches Herzog Friedrich seinerseits Verzicht leistete. Ferner wurden Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt in die preussische Monarchie einverleibt, sowie Teile von Hessen-Darmstadt und Bayern, wodurch Preußen einen Zuwachs von 79,022 qkm mit 4,815,700 Seelen erhielt, jedoch nur das Gesamtgebiet einen Umfang von 347,500 qkm und 23,590,000 Einwohner hatte. Kleinere Teile von Schleswig-Holstein waren an Oldenburg abgetreten. In unserer Karte sind alle durch die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866 dem preussischen Staate gewonnenen Länder durch vertikale und horizontale gestrichelte Schraffurung und die eingeschriebene Zahl 1866 kenntlich gemacht. Hiernächst hatte Preußen, abgesehen von der später erfolgten Erwerbung Helgolands im Jahre 1890, seine größte und nach jetzt bestehende Ausdehnung erlangt.

Als dann 1870 Frankreich Preußen den Krieg erklärte, war das Resultat dieses Krieges bei dem 1871 erfolgten Friedensschlusse die Einigung aller deutschen Staaten zum gemeinsamen Deutschen Reich unter Führung des am 18. Januar 1871 zum Deutschen Kaiser proklamirten Königs von Preußen. Ferner brachte dieser Friedensschlus die Wiederanerkennung der früher zu Preußen gehörigen, aber von Frankreich vor zwei Jahrhunderten dem schmachthafnen Väterlande völlerrechtlich gekrauten Landesheile Elsaß und Lothringen als Reichsland. Das neu erworbene Reichsland „Elsaß Lothringen“ ist durch schräge, senkrechte Schraffurung und die eingeschriebene Zahl 1871 auf der Karte kenntlich gemacht. Die Karte Grenzlinie des Deutschen Reichs in seiner jetzigen Gestalt giebt ein treffliches Vergleichsbild im Verhältnis zu der Kleinheit vor 100 Jahren.

wecher einschlug! Dem Wunsche, ihn von den Fesseln befreien zu lassen, gab ich selbstverständlich nicht nach, und nun sprudelten aus seinem Munde die Verwünschungen und die unflätigsten Schimpfwörter gegen mich los.

Unter dem bei Hölzel vorgefundenen und ihm abgenommenen Gegenstände fand sich sonst Bemerkenswertes und Kompromittirendes für andere Personen nicht vor; die Wäse, deren er sich zu seiner Schandhaft bedient hatte, war ein kleiner, schlecht gearbeiteter Revolver nach dem System Besaunder, der noch mit zwei oder drei Patronen geladen war. Die Kugel, welche er auf dem Monarchen abgefeuert hatte, ist nicht gefunden worden; an dem Gebäude der russischen Botschaft, gegen welches der Schuß gerichtet gewesen war, ist auch keinerlei Spur von dem Schußloch zu entdecken gewesen. Auch einigen Legitimationspapieren, ein paar revolutionären Heften und der Photographie Bebel's hatte der Verbrecher nichts bei sich und ist es auch in der späteren Untersuchung nicht möglich gewesen, zu konstatiren, ob er Mitwisser seiner That gehabt hat.

Die Vernehmung Hölzels, sowie der Zeugen dauerte bis zum späten Abend; inzwischen war auf telegraphische Requisition einer der bekannten „grünen Wagen“ — Felzenwagen des Polizeipräsidiums, welche nach ihrem Ansitze in Berliner Volkswägen ihren amüfölichen Namen erhalten haben — vor dem Polizeibureau vorgefahren. Nur mit vieler Mühe gelang es einem großen Aufgebote von Schuldeuten zu Fuß und zu Pferde, die zu Tausenden angesammelte Volksmenge zurückzubalzen. Als der gefesselte Verbrecher eilfertig in den Wagen gebracht wurde, erhob sich ein lauter Sturm der Entrüstung, alles drängte vor, und wenn die Polizeibeamten nicht im letzten Augenblicke mit Aufbietung aller ihrer Kräfte die empörte Menge zurückgedrängt hätten, ist glaube, Hölzel wäre nicht lebend in den Wagen gekommen, das Volk hätte ihn getödtet und an ihm die Strafe vollstreckt, der er am 10. Juni 1878 anheimfiel! —

Noch hatten sich die Gemüther des deutschen Volkes kaum beruhigt von dem Schrecken und der Empörung, welche sich ihrer infolge des Attentats auf den geliebten Heidenkaiser bemächtigt hatten, als ein zweites, dieses leider mit mehr Erfolg, gegen den Monarchen verübt wurde. Diesmal war es ein den gebildeten Ständen angehörender Verbrecher, der die Mordthat gegen das ehrendürchleuchtende Haupt richtete.

Es war ein Sonntag, der 2. Juni 1878; der Schuß von Berlin war gerade zum vierzehnten Mal in Berlin anwesend, und die Polizei hatte mit den erforderlichen Anordnungen und mit dem Aufsitze unter den Linden und im königlichen Schloße, wo der fremdländische Verkehr wohnte, viel zu thun. Wiederum hatte ich, nach anstrengendem Dienste, einen dienstfreien Nachmittag vor mir und war nach meiner in der Friedrichstraße wohnende Wohnung gegangen, um meine Uniform mit dem bequemem Civilanzug zu vertauschen. Ich hatte mich mit einem kühnen Regimentskameraden für den Nachmittag verabredet und war gerade im Begriff, die Kleider zu wechseln, als ich durch einen ungewöhnlichen Lärm auf der Straße aufmerksam gemacht, aus Fenster trat. Ich sah, wie alles nach den Linden zu lief, und amüföte mich im Stillen über die Reugier der lieben Berliner, da ich nicht anders dachte, als der Schuß von Berlin aus, die Linden entlang gehen und alle stümen zu beschön, um ihn zu sehen. Doch bald sollte ich eines anderen beschön werden! Schredenbleich trat mein Wirth in mein Zimmer und vermochte kaum, mit Thränen in den Augen, die Worte hervorzubringen: „Eben ist unser Kaiser unter den Linden erschossen worden!“ Geht wohl ich noch nicht, wie ich aus den Civilkleidern heraus und in die Uniform gekommen bin: nur soviel ist mir noch erinnerlich, daß ich spät in der Nacht, als ich mich entledigte, auf nur wenige Stunden zur Ruhe zu gehen, die Entbedung machte, daß ich unter der Uniform noch die Civil-Krawatte mit einer großen Borstentaste trug!

Wer damals unsere großen Heidenkaiser mit geschlossenen Augen, gleich, in den Armen seines Leibjägers in dem langsam im Schritt zum kaiserlichen Palais zurückfahrenden offenen Wagen liegend gesehen hatte, der war selten Ueberzeugt, daß der hohe Herr zu Tode getroffen sei. Obgleich seit der That erst wenige Minuten verstrichen waren, hatte sich doch schon eine dicke Menschenmasse vor dem Hause Unter den Linden 18 angesammelt, aus dessen zweitem Stockwerk der verhängnisvolle Schuß gefallen war. Polizeilieutenant Riese, zu dessen Revier wiederum der Schanzplatz der vorerwähnten That gehörte, war mit nur wenigen Schuldeuten bemüht, die gegen das Haus andringende Volksmenge zurückzubalzen; mit Gewalt war da nichts auszurichten, aber es gelang ihm, durch eine Veredelmacht, wie es sonst keineswegs seine Gewohnheit war, die Leute von weitem Bordungen abzuhalten und sie dazu zu bewegen, daß sie still die Unglücksfälle umstanden.

Als ich eilenden Schrittes vor dem Hause Nr. 18 eintraf, wurde gerade der Hotelbesitzer S., welcher von dem Attentäter Nobiling, als er in dessen Zimmer eindrang, einen Revolvererschuß ins Gesicht — rechte Seite des Kinns — bekommen hatte, hinausgeführt; die Menge, der die näheren Umstände nicht bekannt waren, war nur mit großer Mühe davon zurückzubalzen, daß sie den Verdunnten und den Schlichtermeister K., welcher ihn stützte und nach seinem gegenüberliegenden Hotel führen wollte, nicht löschte, da man allgemein annahm, die beiden blutbesetzten Männer ständen mit dem Attentäter in Beziehung. Es gelang uns nur mit größter Mühe, für dieselben den Weg frei zu machen, daß sie ungehindert passieren konnten.

Nachdem ich mich ein wenig informiert hatte, begab ich mich nach der zwei Treppen hoch gelegenen Wohnung, aus deren Fenster der verhängnisvolle Schuß gefallen war. Den Anblick werde ich in meinem Leben nicht vergessen, der sich mir beim Betreten derselben bot! In einem zu der Wohnung eines Kaufmanns Levy gehörenden, zweifelhafte, nach der Straße Unter den Linden hinausgehenden Zimmer, welches der Attentäter, der am 10. April 1848 geborene Stubirende der Landwirthschaft Carl Edward Nobiling gemiethet hatte, stand letzterer, von zwei Kriminalbeamten gehalten, anrecht da und verzog seine Miene, als er herbeigerufene Arzt ihm die Kopfverwunde, die er sich selbst mit einem Revolver, der noch auf dem Tische lag, beigebracht hatte, mit der Sonde untersuchte. Auf einem Tische lag Kinderwäse, welche in der Eile von den Wirthschaftsherren beigebracht worden war und die gerissen wurde, um die Wunde des Selbstmörders damit zu verbinden. Am dem offenen Fenster, aus welchem der verhängnisvolle Schuß gefallen war, stand das Gesehr, ein gut gearbeiteter Hinterlad; hier hatte Nobiling, auf einem Stuhle sitzend, kaltblütig geschossen — dann hatte er sich zum Revolver gegriffen und denselben auf die in die Straße Einbringenden — Hotelbesitzer

S. und Lieutenant W. von 88. Infanterie-Regiment, der zur Zeit nach Berlin kommandirt war, abgefeuert, bei welcher Gelegenheit er den S. ins Gesicht traf. Lieutenant W. hatte den Nobiling darauf mit dem Leiber die zu leichten und schwachen Regen, den er trug, über den Kopf gehoben, ohne ihm eine nennenswerthe Verletzung beizubringen, und erst dann hatte der Attentäter den Revolver gegen sich selbst gewendet und sich einen Schuß an der Stirnseite beigebracht. Kriminalkommissarius Richard, mit dem ich das Zimmer durchsuchte, machte mich auf eine Blutlache aufmerksam, die auf der Erde an dem Rande sich befand, an dem Nobiling den Schuß gegen sich abgefeuert hatte, und wir sprachen gegenseitig unsere Ueberzeugung aus, daß der Mörder schwerlich zu retten sein würde, da unter dem Blute deutlich Gehirnmasse erkennbar war.

Noch wirkte man nicht, ob unser geliebter Kaiser todt oder ob er nur verwundet war, der inzwischen auch in der Wohnung des Mörders eingetroffene Minister des Innern, Graf Culenburg, beauftragte mich, ihm so schnell als möglich hierüber Bericht zu bringen. Ich eilte hinunter, nahm mit vieler Mühe einen Weg durch die angesammelte Volksmenge und begab mich schleunigst nach dem nahe gelegenen kaiserlichen Palais, um den Auftrag auszuführen. Gleich unversichtlich wie ich blieben, was ich hier sah; schwierig fanden eine Anzahl von Generalen und höheren Offizieren in der Moute und kein Auge blieb ihn anerkennen, als ein Leibjäger den blutbesetzten Mantel und den von mehreren Hepposten durchbohrten Helm des hohen Herrn aus dem Zimmer, in welchem der Verdunnte gebettet war, herausbrachte und durch die Halle trug! Es gelang mir, in Kürze zu erfahren, daß die Verletzungen, wenn sie auch schmerzhaft und schwer waren, doch eine direkte Gefahr für das Leben unseres Kaisers nicht gerade brachten. Außer einigen Wunden am Kopfe war eine solche am Handgelenk — der Kaiser hatte jedenfalls, als der Schuß fiel, unwillkürlich die Hand zum Schutze des Gesichtes erhoben — ziemlich bedenklich. Vor allem bedauerte der hohe Patient den größten Misseth. Mit diesem Resultat meiner Erkundigungen begab ich mich wieder zu dem Minister zurück und erstattete ihm Bericht.

Inzwischen war der telegraphisch herbeigerufene „grüne Wagen“ eingetroffen, der den Attentäter nach dem Wollenmarkt bringen sollte. Die zu Tausenden angewachsene Menge wurde zwar inzwischen aus allen Stadtgegenden eingetroffene zahlreiche Schulpöle zu Fuß und zu Pferde einermäßen im Laufe gehalten, es erschien aber nicht ratsam, den Mörder über das ziemlich breite Trottoir nach dem vor dem Hause balenden Wagen zu transportiren, da mit Bestimmtheit angenommen werden mußte, daß die Wuth des Volkes durch den Anblick aus neu entachtet und der Mörder getödtet werden würde. Es lag aber viel daran, denselben lebend nach dem Gefängnis zu bringen, um womöglich noch feststellen zu können, ob das Attentat ein geplanter politischer Akt, wie allgemein vermuthet wurde, oder ob es nur die That eines Wahnsinnigen aus persönlichen Motiven, ohne politischen Hintergrund war. Es wurde infolgedessen angeordnet, daß der Wagen rückwärts in den Thorweg des Hauses gelassen werden sollte, und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß der Führer des Wagens, Kutscher Richter, der auf dem hohen Kutscherhock saß, sich nicht genügend niederbeugte, so daß er sich an dem über dem Thorweg befindlichen Transparenzschilde des Bierstübchens „Zu den drei Raben“ eine gefährliche Hüdgratsverletzung zuzog, die ihn momentan lähmte und zur weiteren Führung des Wagens unfähig machte. Ein gerade im Hofe anwesender herrschaftlicher Kutscher erbot sich dazu, den Wagen zu fahren, und nahm von sich Anordnungen dankbar an.

Bei dem Rückwärtsgehen des Wagens hatte es sich nicht vermeiden lassen, daß etwa dreißig bis vierzig Personen — es mochten zum Theil aus Bewohnern des Hauses sein — in den Thorweg mit hineingefallen waren; als der Attentäter nun, mit verbundenen Kopfe, von zwei Kriminalbeamten geführt, die Treppe heruntergebracht wurde und in den Wagen steigen sollte, da drängten diese Leute plötzlich inwendig und wollten sich über ihn herfallen! Ich stand als einziger Polizeibeamter neben der Thür des Wagens und nur dem Umstande, daß ich sofort meinen Säbel zog und jeden, der noch einen Schritt vorwärts machte, niederzuschneiden drohte, wobei mich ein neben mir stehender Dragoneroffizier — Mittelmeier v. N. — dadurch, daß er stillschweigend ebenfalls den Säbel zog, thätkräftig unterstützte, ist es wohl zu danken, daß Nobiling unverletzt in den Wagen gelangte, dessen Thür sofort zugeschlossen wurde.

Draußen war die Menge inzwischen immer mehr angewachsen; es wurde allgemein angenommen, daß dieselbe den Wagen nicht durchlassen, ihr vielmehr zertrümmern und den Attentäter in Stücke reißen würde. Wir hatten deshalb eine Kist eronnen, die sich, zum großen Mergel, wieder, glänzend bewährte. Als der Wagen den Thorweg verließ, wurde er sofort von herrlichen Schuldeuten mit gegogenen Säbeln dicht umgeben; alsdann fuhr er im schärfen Trab los, und nicht, wie man glaubt hatte, rechts herum, die Linden herunter, sondern zur allgemeinen Enttäuschung links herum, durch die kleine Mauer- und Wehrstraße. Ich bin fest überzeugt, daß hierdurch allein weitere Erfolge, die möglicherweise noch Beamtens sowohl wie Personen aus dem Publikum das Leben gekostet hätten, vermieden worden sind.

Nur langsam verließ sich die Menge; von der Friedrichstraße bis zum Opernbaue war die Straße Unter den Linden und der Opernplatz durch eine feste Kette von Schuttmannsposten für den Verkehr abgesperrt. Auf der Stampe vor dem kaiserlichen Palais hatte sich wiederum eine Anzahl von treuen Bürgern, Offizieren und Beamten der Nachrichten über das Befinden des hohen Lebenden. Allgemeine Entrüstung entfiel, als der Sohn einer bekannten Vöhringstraße durch sein tatloses Benehmen die Aufmerksamkeit der Versammelten auf sich zog, doch die wohlverdiente Züchtigung folgte der Ungehorsamkeit auf dem Fuße; ein unblütig verlaufenes Duell und die Entfernung des Betreffenden aus seiner Stellung als Revolveroffizier bildeten später die Fortsetzung und den Schluß der unliebsamen Scene.

Der Attentäter ist nicht mehr dauernd zur Bestimmung gekommen, so daß eine eingehende Vernehmung desselben nicht mehr möglich war; am 10. September farb er und entging dadurch der irdischen Gerechtigkeit. Unserm geliebten Heidenkaiser aber war es vergönnt, nach hergestellter Gesundheit noch viele Jahre zum Wohle seines Volkes, zum Heile des deutschen Vaterlandes seines schmerzlichen Amtes zu walten! Dst noch ist es mir gefallt gewesen, den hohen Herrn in nächster Nähe zu sehen, wenn mein Dienst mich bei Festlichkeiten, Parades oder dergleichen auf Posten stellte, die

er passierte — den Anblick aber, den mir der durchlöcherete Helm und der blutbesetzte Mantel geboten, den werden selbst die Gesinnungen an die blutigen Schlachten von 1866 und 1870/71, die ich mitgemacht habe, nie auszulöschen vermögen!

Bei König Wilhelm am 18. August 1870.

(Nachdruck verboten.)

Es war früh 3 1/2 Uhr am 18. August 1870, als König Wilhelm aus dem Hauptquartier in Pont à Mousson aufbrach, um sich zu den Truppen zu begeben; die Fahrt ging zunächst bis Gorze, dort stieg der König zu Pferde und ritt nach der Höhe von Flavigny, um die Oberleitung der beginnenden Schlacht zu übernehmen.

Nachmittags 1 Uhr, als das Gefecht noch immer an Stärke zunahm und zu einer der blutigsten Schlachten des Krieges wurde, ritt der König von der Höhe von Flavigny herab nach Rezonville zu. Hier war es, wo dem König ein kleiner schwarzer Hund aufstieg, welcher, obgleich selbst durch einen Granatsplitter am Kopfe stark verwundet, bei der Leiche seines Herrn, eines französischen Offiziers, Wache hielt und jeden Näherkommen durch klägliches Bellen fernzuhalten suchte.

Als der König unter den vielen Gefasenen den Hund bei seinem Herrn liegen sah, befaß er seinen Leibjäger, das treue Thier mitzunehmen und zu verpflegen. Der im Hauptquartier anwesende Oberfeldarzt Dr. Starke vom 2. Garde-Regiment zu Fuß legte dem Hund an der rechten Kopfseite einen Verband an, und der Leibjäger des Königs hand das Thier hierauf, da ein besserer Platz augenblicklich nicht zu finden war, auf dem Hinterfuß der Feldzeugkappe an.

Die historischen Granaten, die auch an diesem Tage nicht fehlten, wurden vom König gar nicht beachtet, bis der Kriegsmittler v. Moos den König hat, von dieser gefährdeten Stelle wegzurufen. Erst nach längerer Zeit und infolge einer Meldung begab sich der Monarch von der Höhe von Flavigny herab und zwar seitwärts von Rezonville, um von hier aus die außerordentliche Heftigkeit des Kampfes besser übersehen zu können. Das Hurrah des lange erwarteten und eben eingetroffenen II. Korps, welches auf den vorrückenden Feind einen Bajonettangriff machte, drang lebhaft herüber, die Erde bebte von dem fürchterlichen Geschrei und Geschrei der Getödteten, da der Kampf mit höchster Heftigkeit wieder zunahm.

Ulmählich war es spät geworden, als der König in Rezonville anlangte und den Entschluß faßte, nach Pont à Mousson nicht zurückzukehren, sondern auf dem Schlachtfelde zu übernachten. Gegen 9 Uhr Abends stieg der Monarch vom Pferde, setzte sich gleich auf ein zurechtgelegtes Brett, das nicht, wie vielfach angegeben, auf einen erschossenen französischen Schimmel gelegt war, sondern einen französischen Sattel und den Helmschirm eines Markensbers zur Unterlage hatte.

Von diesem Orte aus distirte der König nach erfolgter Meldung des Generals von Wolke dem Kaiser Grafen Bismarck das bekannte Sieges-Telegramm an die Königin aus dem Bital bei Rezonville, den 18. August 9 Uhr Abends.

Mit der Verpflegung des obersten Feldherrn war es an diesem Tage mangelfast bestellt, denn das auf dem Wagen mitgeführte Kabinett, für ein Frühstück aus der Hand vorgehoben, enthielt nur etwas Candidis — belegte kleine Brotstücke — und Madeira, von dem der hohe Herr noch seiner Umgebung abgab, obgleich es fast den ganzen Tag ohne Nahrung geblieben war.

Was nun das Hauptquartier in Rezonville anbelangt, so wurde zunächst der Vorstoß gemacht, den König in seinem Wagen auf dem Schlachtfelde schlafen zu lassen, aus verchiedenen Gründen wurde indeßen hiervon abgesehen.

Nach längerem Suchen fand man in dem Dorfe Rezonville in einem fast mitgenommenen Hause ein sogenanntes Kaminzimmers, zu dem eine schmale, sehr beschädigte Treppe hinauf führte und dessen Hausdach aus einem kleinen Dach und nur zwei Stützen bestand, während in dem Parterrezimmer des Hauses viele Verwundete untergebracht waren. In diesem Raum wurde eine Bahre aus dem mitgeführten Krankenwagen aufgestellt, die dem König als Bettstatt dienen sollte, die er aber infolge von eintretenden Wundungen erst sehr spät aufsuchen konnte.

Der Monarch wollte trotz der ausfallenden Strapazen es sich nicht bequem machen, sondern in seiner Uniform ruhen, und erst auf die Bitte des ihn begleitenden Leibjägers verstand er sich dazu, sich des Ueberrockes zu entledigen und den zum Schlafen besser geeigneten Paletot anzuziehen, auch ließ er sich infolge der eindringlichen Bitten für diese Nacht die Strophen von dem Stiefeln entfernen.

Mit dem in freudlicher Weise erhaltenen Befehl, „früh zu wachen“ und „für den Morgen-Raffee zu sorgen“, verließ ich den König, ihm eine gute Nacht wünschend! Auf ein Stroflager vor der Thür zum Schlafzimmers, einem Bodenraum, hatten sich die Herren der Umgebung des Königs zum Schlafen gelegt.

Um das Frühstück herzubereiten, gelang es einem Beamten von der Lazareth-Verwaltung, dessen Name mir nicht mehr bekannt ist, Kaffebohnen aufzutreiben; da Getrad nicht zu haben war, hatte er es möglich gemacht, Waffeln zu kochen, die dem König gut munden und von denen er eine dem vor dem Hause eingetroffenen Prinzen Friedrich Karl zuzubeden ließ. Früh stellten sich die Generale ein und hielten dem Herrscher Vortrag, an den sich der Kriegsrath schloß; daß Bagaine nach Metz hineingegangen, wurde als schwer erregender, aber wichtigster Vortrag freudig anerkannt. Bei dem nun folgenden Anreiten des großen Schlachtfeldes am 19. August war der König über die vielen Verluste tief erschüttert und erst spät erfolgte die Rückkehr nach dem Hauptquartier in Pont à Mousson. Hier hatte der Monarch am folgenden Tage nach diesen großen Ereignissen die Freude, den Kronprinzen begrüßen zu können, der seinem königlichen Vater den Glückwunsch zu den erregenden Erfolgen überbrachte und dem der König das Offizier Kreuz erster Klasse, das erste, welches im Feldzuge verliehen wurde, überreichte. Die ganzen Verluste des 18. August übten auf die Gemüthsstimmung des Königs auch während der nächsten Tage einen stichtlichen Einfluß aus. „Wieviel Wunden sind gefallen, wie schwer haben wir den Tag eringen müssen!“ sagte er mehrmals bewegt. So oft später der König auf die Schlacht und ihre Opfer zurückkam, vermochte er nur schwer die Thränen zurückzudrängen.